

Am 27. Oktober 2015 war der Trend- und Zukunftsforscher Matthias Horx zu Gast im UFZ. Als Referent der 11. Helmholtz Environmental Lecture (HEL) ging er der Frage nach, inwieweit Zukunftsbilder nicht nur unsere individuellen Vorstellungen prägen, sondern immer auch gegenwärtiges gesellschaftliches und politisches Handeln bestimmen und als kollektive Deutungsmuster einem Wandel unterworfen sind. (Foto: Klaus D. Sonntag)



WAS BRINGT DIE ZUKUNFT?

Keiner weiß es so genau. Aber es gibt Menschen, die das versuchen. Die Modelle bilden und anhand großer Mengen von Daten Trends als Gesamtverständnis eines Systems diagnostizieren. Dabei werden Elemente der neuen Systemtheorie, der Spieltheorie und der Evolutionstheorien auf soziale, politische oder ökonomische Prozesse angewendet. Matthias Horx ist der bekannteste deutsche Zukunfts- und Trendforscher, der gegen Vorurteile ankämpft, die ihm und seiner Zunft nur ungenügendes oder gar kein wissenschaftliches Vorgehen zubilligen. Auch bei seinen Zuhörern im UFZ waren seine Thesen nicht unumstritten und es wurde heftig diskutiert. Aber Horx vermittelte mit viel Authentizität vor allem eines: Ohne Zuversicht gibt es keine Kultur, kein gesellschaftliches Denken, eben keine Zukunft.

Herr Horx, Zukunftsforschung klingt für viele Menschen nach dem Blick in die Glaskugel. Warum ist es das aus Ihrer Sicht aber nicht?

Journalismus kann oberflächlich oder fundiert sein, Wissenschaft kann flach oder spannend sein, ein Restaurant kann eine gute oder schlechte Küche haben. So ist es auch mit der Zukunftsforschung. Es gibt rein narrative Ansätze, in denen uns die Zukunft als eine Art Märchen verkauft wird. Und es gibt Versuche einer methodischen Prognostik, in der sich das „Vorausschauen“ zu einer neuen Disziplin entwickelt. Das versuchen wir im Rahmen meines Zukunftsinstituts.

In den USA, Finnland oder Südkorea hat Zukunftsforschung einen guten Ruf. Warum gilt sie in Deutschland dagegen als wenig akademisch oder als Trendforschung für Marketingabteilungen.

Das hat wohl etwas mit dem typisch hermetischen deutschen Akademismus zu tun, der alles, was nicht in den alten Fakultäten läuft, als unwissenschaftlich denunziert – in der angelsächsischen Welt ist das anders. Allerdings hat sich die TRENDforschung hierzulande tatsächlich in diese Richtung entwickelt – als verlängerter Arm von Marketing-Interessen wirkt sie unglaubwürdig und unseriös. In einigen anderen Ländern hat hingegen die ZUKUNFTSforschung – als

Versuch langfristiger gesellschaftlicher Modellbildung – früh einen Consulting-Zugang zu Politik und Institutionen gefunden, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie in den USA als strategisches Hilfsmittel der Regierung genutzt. Diese unterschiedlichen Geschichten spiegeln sich in der öffentlichen Wahrnehmung. Aber es gilt auch: Nichts ist schöner als die Pflege von Vorurteilen.

Auf welcher Basis, mit welcher Methodik und mit welchen Annahmen werden von Ihnen Zukunftsmodelle entworfen?

Eine seriöse Antwort würde den Rahmen eines solchen Gesprächs sprengen. Nur so viel: Es geht um Modellbildungen komplexer Systeme. Im Unterschied zu früheren Modellen, die weitgehend linear arbeiteten und einfach Zahlen oder gewisse Sensationen weiter in die Zukunft rechneten, arbeiten wir heute mit heuristischen Modellen und mit sehr großen Mengen von Daten, „Big Data“ eben. Wir nutzen dabei Elemente der neuen Systemtheorie, der Spieltheorie, der Evolutionstheorien und wenden sie auf soziale, politische oder ökonomische Prozesse an. Dabei geht es weniger um Prognosen von einzelnen Ereignissen oder die Diagnose von „Trends“ als um das GESAMTverständnis eines Systems. Es geht um Komplexität, Resilienz und evolutionäre „Drifts“, die man sichtbar machen kann. Wir nutzen sozusam-

gen die Zukunft als Spiegel, um die Gegenwarts-Prozesse besser zu verstehen.

Wie weit wagen Sie sich denn in die Zukunft vor und warum liegen die Grenzen Ihrer Prognosen da, wo sie eben sind?

Manche sehr langfristige Prozesse oder Events sind leichter vorauszusagen als kurz- oder mittelfristige. Klimawandel etwa lässt sich besser modellieren als das Wetter in drei Wochen. Dass in fünf Milliarden Jahren die Erde untergeht, ist sicher. An einer gewissen Betrachtungsgrenze, etwa 20 Jahre, interessiert man sich allerdings kaum noch für Prognosen. Wir wollen – das ist evolutionär geprägt – eigentlich immer nur wissen, wie wir den nächsten Winter so vorteilhaft wie möglich überstehen können.

Knappe Ressourcen, steigende Meeresspiegel, ungebremste Bevölkerungszunahme, wachsende Staatsverschuldung und viele bewaffnete Konflikte sind beunruhigende Kennzeichen der Gegenwart. Bleibt da noch Raum für optimistische Zukunftsprognosen?

Ich sehe die Aufgabe des Zukunftsforschers auch darin, dieses Krisen-Stakkato, wie es in Ihrer Frage zum Ausdruck kommt, infrage zu stellen. Eine interessante Gegenfrage könnte lauten: WANN wäre denn jemals ein optimistischer historischer Blick nach vorne „richtig“ oder „angemessen“ gewesen? Im Mittelalter? Zur Römerzeit? Im 20. Jahrhundert? In der Aufklärung, die ja auch ein unglaubliches Gemetzel hinterlassen hat? Was meint eigentlich „Optimismus“? Gute Zukunftsforschung ist eine Art „Agnotologie“; eine Wissenschaft vom Fehlglauben. Sie muss sich mit der Frage auseinandersetzen, ob unsere gestrigen Modelle heute noch richtig sind. Stimmt zum Beispiel das Paradigma von der „Ressourcenknappheit“ so, wie es in den 1970er Jahren

durch den Club of Rome postuliert wurde – danach müsste das Öl längst zu Ende und alle Nahrung verbraucht sein? Ist Staatsverschuldung immer schlecht? Gibt es heute mehr oder weniger Finanzkrisen als vor 100, 200, 50 Jahren – oder nehmen wir diese nur anders wahr? Unsere Wahrnehmungen der historischen Prozesse sind verzerrt; deshalb müssen wir uns mit den verschiedenen „Biases“ auseinandersetzen, mit denen die humane Psyche Zukunft konstruiert. Pessimismus wie Optimismus sind ja Gefühlswelten, es geht eher um einen „Possibilismus“ – um eine Narration des Möglichen.

Inwieweit müssen sich Zukunftsforscher selbst korrigieren, wenn die Zukunft eine „andere“ Realität wird als vorhergesagt? Fragen wir also nach dem Vermögen nach selbstkritischer Auseinandersetzung mit eigenen Prognosen.

Es gibt ein gerade erschienenes Buch von Philip E. Tetlock: „SUPERFORECASTING – The Art and Science of Prediction“. Das ist eine Langfrist-Evaluation über die Qualität von Prognosen, mit der Teilnahme von 20.000 Experten. Darin wird herausgearbeitet, wie und warum einige Prognostiker deutlich besser sind als andere. Unter anderem, weil sie eine „Kultur des vernetzten Zweifels“ entwickelt haben.

Seit den 1970er-Jahren sind gesellschaftliche Debatten zunehmend von der Frage nach dem verantwortungsvollen Umgang mit Natur und Ressourcen geprägt. Inzwischen ist die Ökologie ein Kernbereich des Handelns nahezu aller Regierungen und zahlreicher Institutionen. Hat sich die Menschheit da weiterentwickelt und dürfen wir für die Zukunft optimistisch sein?

Ja, das dürfen wir, wobei in diesem „dürfen“ schon wieder eine seltsame Verzerrung der Frage mitschwingt. „Dürfen“ wir optimistisch sein? Diese Frage könnte nur eine göttliche Macht beantworten, denn sie erfordert eine kategoriale Antwort auf höchster Autoritätsebene. Hier eine These: Der Ökologismus ist zur Religion unserer Zeit geworden, und gerade deshalb funktionieren ökologische Diskurse so gut: Weil sie Kategorien der Schuld, der Strafe und der Sünde in sich aufnehmen, die früher in traditionellen Glaubensverhältnissen gebunden waren. Das Problem ist, dass die verkürzten Modelle einer Knappheits- und Katastrophen-Welt uns immer in ein Dilemma zwischen „geradenoch-hoffen-dürfen“ und „verzweifeln MÜSSEN“ hineintreiben. Ich würde dagegen das Primat der Zuversicht setzen, ohne das es

MATTHIAS HORX



Matthias Horx, geboren 1955 in Düsseldorf, studierte Soziologie. Danach arbeitete er als Comiczeichner und Science-Fiction-Autor. Bis 1991 war Horx zugleich Autor und Redakteur bei TEMPO, ZEIT und MERIAN in Hamburg. 1993 eröffnete er mit Peter Wippermann das Hamburger „Trendbüro“. Fünf Jahre später wurde das Zukunftsinstitut in Frankfurt/M. gegründet, das heute auch in Wien und in München ansässig

ist. Es berät zahlreiche Unternehmen, Führungskräfte und Institutionen (www.zukunftsinstitut.de). Seit 2007 ist Matthias Horx Gastdozent u. a. an der Zeppelin-Universität Friedrichshafen.

Der 60-Jährige lebt überwiegend in Wien, wo er seit 2010 mit seiner Frau, der englischen Journalistin Oona Strathern, und seinen zwei Söhnen das „Future Evolution House“ (www.zukunftshaus.at) bewohnt.

Horx hat zahlreiche erfolgreiche Bücher geschrieben, wie etwa „Das Buch des Wandels: Wie Menschen Zukunft gestalten.“ (2009), „Das Megatrend-Prinzip – Wie die Welt von Morgen entsteht.“ (2011) oder „Zukunft wagen: Über den klugen Umgang mit dem Unvorhersehbaren.“ (2013).

Die **Helmholtz Environmental Lecture (HEL)** ist eine öffentliche Veranstaltungsreihe des UFZ, in der herausragende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu wichtigen ökologischen, sozio-ökonomischen und sozialen Fragen Stellung beziehen und sie dann mit dem Plenum – durchaus auch kontrovers – diskutieren. Dafür stehen auch die bisherigen Gastredner: Klaus Töpfer (2009), Hans Joachim Schellnhuber (2010), Achim Steiner (2010), Jochen Flasbarth (2011), Angelika Zahrt (2012), Frank Schirmacher (2012), Ernst Ulrich von Weizsäcker (2013), Ottmar Edenhofer (2013), Stephan Kohler (2014), Thilo Bode (2014), Matthias Horx (2015).

keine Kultur, kein gesellschaftliches Denken, keine ZUKUNFT geben kann.

Sie sprechen von Öko-Modernismus, der sich Raum schafft. Welche Trends erwarten Sie für die nächsten Jahre?

Die klassische „grüne“ Ökologie hat ja stark mit den Mitteln der Angststeigerung gearbeitet. In einer alarmistischen Medien-Kultur, die von Angst geradezu überschwemmt ist, lockt aber das katastrophische Warnen niemanden mehr hinter dem Ofen hervor. Eine „blaue“ Ökologie bildet das Ökologische eher als vitalen, dynamischen Prozess ab, in dem die Kräfte der Kreativität – das Urprinzip der Natur – die wichtigste Rolle spielen. Diese neue, modernere Ökologie wird Technologie und Natur auf einer höheren Ebene versöhnen. Der Cradle-to-Cradle-Protagonist Michael Braungart spricht von „Intelligenter Verschwendung“. Denken wir etwa an die Energiefrage: Wir haben demnächst so viel erneuerbare Energiequellen, dass es für ALLE mehrfach reichen wird. Angst- und Knappheitsmodelle führen zu Fehlreaktionen. Zum Beispiel kaufen wir aus lauter Furcht Energiesparlampen, die Quecksilber enthalten – eine Steinzeit-Technologie!

Ein großer Trend ist die Urbanisierung der Welt. Die Menschen zieht es in die Städte. Fluch oder Segen – oder beides? Städte sind wie Organismen, in denen sich emergente systemische Komplexität entwi-

ckelt. In Städten können Menschen sozialer, effektiver, „reicher“ leben. Es ist auch für die Artenvielfalt gut, wenn sich die Menschheit von der Fläche zurückzieht. Wenn demnächst 75 Prozent der Menschen in Städten leben, ist das eine gute Nachricht. Vor allem, weil wir langsam lernen, wie wir bessere Städte jenseits der Industriestadt bauen und entwickeln können.

Sie sehen sich selbst als leidenschaftlichen Europäer, pendeln zwischen London, Frankfurt und Wien. Wie sieht Ihre Prognose für das Projekt Europa angesichts schwerer finanzieller Verwerfungen und der Flüchtlingskrise aus?

In Sachen Europa leben wir heute in einem „expectation hangover“. Wir haben nach dem Fall des eisernen Vorhangs irrwitzig viel von Europa erwartet: Europa, diese ganz junge Staatengemeinschaft, sollte uns allen ganz schnell Harmonie, endloses Wachstum und den Weltfrieden bringen – am besten ohne Kosten und Probleme! Das war eine kindliche Erwartungshaltung. Ich kenne keine gute Partnerschaft, kein Unternehmen, keine Gemeinschaft, die nicht durch Krisen und Herausforderungen gereift wäre. Ich finde, Europa hält sich den Umständen entsprechend sehr gut. Es wird dazulernen. Es wird wachsen und klüger werden. Aber nur, wenn wir das als europäische Bürger auch tun, anstatt immer nur auf „Brüssel“ zu schimpfen! *Das Interview führte Steffen Reichert*